

Jacqueline O'Mahony  
Sing, wilder Vogel, sing

ROMAN

Aus dem irischen Englisch von pociao  
und Roberto de Hollanda

Diogenes

Titel der 2023 bei Lake Union Publishing, Seattle,  
erschiedenen Originalausgabe: ›Sing, Wild Bird, Sing‹  
Copyright © 2023 Jacqueline O'Mahony  
Das Motto von Rainer Maria Rilke stammt  
aus dem Gedicht ›Gott spricht mit jedem nur,  
eh er ihn macht‹ aus dem Band  
›Das Stunden-Buch‹, Insel Verlag, Leipzig 1905  
Covermotiv: Gemälde von Anne-Sophie Tschiegg, ›no title‹  
© Anne-Sophie Tschiegg

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2024  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
120/24/852/1  
ISBN 978 3 257 07309 6

*Für Mike*



Geh bis an deiner Sehnsucht Rand ...  
Nah ist das Land,  
das sie das Leben nennen.

*Rainer Maria Rilke*



Prolog  
Amerika  
Oregon-Territorium, 1854

Sie legte die Hand auf ihren Bauch, lehnte sich mit der Schulter an den Fensterrahmen und sah auf die Straße hinunter. Um diese Zeit war das Licht golden und schwer. Zu Hause färbte sich die Luft am Ende des Tages dunkelblau, ehe sie dann tintenblau wurde, nur selten war der Nachthimmel ein schlichtes, kompaktes Etwas. Dort enthielt die Nacht immer etwas von dem Abend, den sie gerade hinter sich gelassen hatte, und dem Morgen, der bevorstand. Sie hatte ihr eigenes Licht, war nie ganz dunkel. Hier dagegen war die Nacht ein ganz anderer Ort als der Tag, die stille Himmelswölbung schwarz wie das Auge eines Vogels und nur gelegentlich von kalten Sternen gesprenkelt.

Jetzt lag die Stadt ruhig da. In der Ferne sah sie den Horizont, wo die Prärie und der Fröhabendhimmel aufeinandertrafen.

»Ist die Zeit um?«, fragte er.

Sie wandte sich zu ihm. Halb aufgerichtet lehnte er am eisernen Bettgestell. Von der Taille aufwärts war er nackt, hatte aber die lange weiße Unterhose anbehalten. Ein Bein war aufgestützt, das andere vor ihm ausgestreckt. Er hatte sich das Haar aus dem Gesicht gestrichen, jetzt stand es

nach allen Seiten vom Kopf ab. Er war jung und stark, nicht besonders gut aussehend, aber er verströmte einen frischen, sauberen Geruch, hatte eine lockere Art und eine angenehme, melodische Stimme. Man konnte ihn sich kaum zornig vorstellen. Er war immer freundlich zu ihr gewesen, während andere ihre offensichtliche Verletzlichkeit zu ihrem eigenen Vorteil ausgenutzt hatten. Vermutlich hatte er einiges durchgemacht, doch es hatte ihn eher Mitgefühl als Grausamkeit gelehrt. Die wahre Natur eines Menschen zeigt sich schnell, wenn er keinen Grund hat, sie zu verbergen. In diesem Raum blieb ihr nicht viel verborgen.

»Ja«, sagte sie. »Für dich zumindest.«

Sie wandte sich wieder zum Fenster und spürte, wie er sie beobachtete und darauf wartete, dass sie etwas tat.

»Der Blick aus diesem Fenster muss dir ja sehr gefallen«, sagte er. »Jedes Mal, wenn ich hier bin, hab ich das Gefühl, du kannst es kaum erwarten, wieder dorthin zurückzukehren.«

Sie antwortete nicht.

»Ich hab gehört, du kommst aus Irland.«

Aus seinem Mund klang das Wort wie eine Entgleisung. Seine Aussprache war völlig falsch: Er betonte den ersten Teil zu stark und brach das Wort in zwei Teile, als wäre es zu groß, um es herunterzuschlucken. Sie sagte noch immer nichts. Sagte man nichts, wenn andere es erwarteten, sprachen sie selbst, um die Leere zu füllen. Je weniger man sprach, umso mehr redeten die anderen, und je mehr sie sagten, umso mehr erfuhr man über sie und umso weniger erfuhren sie über einen selbst, und das war ihrer Ansicht nach nur gut so.



In letzter Zeit hatte sie gemerkt, dass sie in alte Gewohnheiten zurückfiel; je weniger sie sagte, umso mehr verging ihr die Lust daran. Es war, als käme ihr die Sprache abhanden. Immer häufiger verging ein ganzer Tag, ohne dass sie in diesem Haus voller Leute auch nur ein Wort zu jemandem sagte. Je weniger man von sich gab, umso weniger hatte man zu sagen, umso weniger erwarteten es die Leute von einem, und so weiter und so fort.

»Du hast einen langen Weg hinter dir«, sagte er. »Ich komme aus Tennessee und dachte, das ist weit, aber deine Heimat ist noch viel weiter weg.« Er zögerte. »Bist du den ganzen weiten Weg allein gekommen?«

Er war der einzige Mensch, der ihr jemals Fragen zu ihrer Person gestellt hatte, als interessierte er sich tatsächlich für die Antworten. Wahrscheinlich war das schon allerhand.

Sie kehrte zum Bett zurück, setzte sich auf die Kante und strich mit der Handfläche über die Bettdecke. Der Bezug war aus gutem weißem Leinen, mit Spitzenbesatz. Sie wusch ihn jede Woche selbst, bleichte und bügelte ihn, obwohl das bei solchem Leinen nicht leicht war. Die anderen Mädchen lachten sie aus, weil sie sich so viel Mühe gab, doch ihr machte es Freude. Sie hätte ungern auf diese Arbeit verzichtet: das Leinen so lange zu behandeln, bis es so weiß und sauber war, als wäre es noch nie benutzt worden.

Als er begriff, dass sie nicht antworten würde, schenkte er ihr das schräge Grinsen, das sie schon kannte.

»Na schön«, sagte er. »Ich weiß, du magst keine Fragen. Ich frage trotzdem weiter. Wahrscheinlich, weil ich mir einbilde, dass du antworten wirst, wenn dir eines Tages eine Frage gefällt.«

Er stand auf und ging um das Bett herum zu ihr. Er griff in ihr Haar, das lose über ihre Schulter hing, und wickelte es behutsam um seine Hand, sodass es im Licht schimmerte.

»Wenn ich noch mal wollte, wie würde das gehen?«, fragte er. »Kriege ich darauf eine Antwort?«

»Du zahlst noch mal«, sagte sie. »So geht das. Du legst das Geld da drüben hin, genau wie vorher.«

»Möchtest du auch noch mal, Nell?«, fragte er leise. Seine Stimme blieb an ihrem Namen hängen. Noch immer spielte er langsam, vorsichtig mit dem Haar in seiner Hand.

Sie sah ihn nicht an. Sie wollte das Verlangen in seinem Gesicht nicht sehen und ihn dafür bemitleiden müssen. Es war schon schwer genug, es in seiner Stimme zu hören.

»Leg das Geld da drüben hin.« Sie wies mit dem Kinn zur Kommode bei der Tür, die als Hutablage diente.

»Jetzt, vorher?«, fragte er.

»Ich muss sehen, dass du es hast«, sagte sie. »So ist die Regel. Es könnte ja sein, dass du gar kein Geld mehr hast und nur behauptest, du hättest welches. Deshalb musst du es als Erstes da drüben hinlegen.«

Er ließ ihr Haar los.

»Ha, das war vermutlich die längste Antwort, die du mir je gegeben hast.«

Er stand da und musterte sie. Als sie nicht zu ihm aufsah, wandte er sich ab, ging zu dem Stuhl am Fenster und hob seine Hose auf.

»Nell«, sagte er.

Er durchsuchte seine Hosentaschen und wurde dabei, wie sie merkte, unruhig. Dann fuhr er plötzlich herum, und noch ehe sie begriff, was er vorhatte, trat er den Stuhl gegen

die Wand, so heftig, dass eins der dünnen Beine abbrach. Sie sprang auf. Die Tür hinter ihr war abgeschlossen; sie sperrte immer von innen ab und legte dann den Schlüssel in die Schublade der Kommode. Vorsichtig bewegte sie sich darauf zu. Sie wollte den Schlüssel in ihrer Hand spüren.

»Seit neun Monaten komme ich her. Ich komme jeden Freitag, am späten Nachmittag. Sobald ich meinen Lohn in der Hand habe, mache ich mich auf den Weg. Der Vorarbeiter zahlt mich aus. Ich wasche mich. Schwing mich auf mein Pferd. Reite geradewegs hierher. Und wenn ich ankomme, gehe ich nur zu dir. Manchmal muss ich draußen im Gang sitzen und warten, bis der Mann, der hier drin ist, fertig ist. Muss ihm zunicken, wenn er das Zimmer verlässt, als wären wir Bekannte, dabei will ich ihn bloß –« Er schleuderte die Hose zu Boden und trat ans Fenster, stützte sich rechts und links davon an die Wand und beugte sich vor, bis sein Kopf zwischen den ausgestreckten Armen herunterhing.

Sie beobachtete, wie sich sein nackter Rücken mit jedem Atemzug hob und senkte. Eine lange, hässliche Narbe zog sich über das Rückgrat. Sein Pferd, von einer Klapperschlange erschreckt, hatte sich aufgebäumt und ihn abgeworfen, hatte er ihr erzählt, und dann hatte das Tier das Gleichgewicht verloren und war rücklings auf ihn gestürzt. Er hatte sich an einem Felsen den Rücken verletzt, der Schnitt verlief von oben bis unten wie bei einem aufgeschlitzten Fisch. Es hatte viele Monate gedauert, bis die Wunde sich geschlossen hatte und er wieder richtig gehen konnte. Dieses Bild hatte sie im Kopf, als sie die Schublade der Kommode öffnete und den Schlüssel herausnahm: ein Pferd, das sich aufbäumte und umfiel. Immer wieder stellte

sie sich das vor, wie in einer Endlosschleife. Nach dem Sturz, hatte er erzählt, musste er das Pferd erschießen. Es hatte sich das Bein gebrochen; man konnte bis auf den Knochen sehen. Es tat ihm um seinen Rücken leid, noch mehr aber um das Pferd. Es war ihm ein guter, treuer Freund gewesen und hatte dieses Ende nicht verdient.

»Ich entschuldige mich«, sagte er. »Ich werde den Stuhl reparieren.«

Er drehte sich zu ihr um. Sie begriff, dass er sich konzentrierte, dass er ihr etwas sagen wollte.

»Das erste Mal habe ich dich auf der Hauptstraße gesehen, Ende letzten Sommer. Das ist jetzt ein Jahr her. Du hast einen Berg Wäsche getragen, und mir schoss der Gedanke durch den Kopf, das ist zu schwer für so ein zerbrechliches Ding. Ich wollte dir helfen, aber die Jungs erzählten mir, wo du mit der Wäsche herkamst, und ich war so verblüfft, dass ich zögerte. Du hattest ein blaues Baumwollkleid an, und dein Haar war fein und sorgfältig zu einem Zopf geflochten, der dir über den Rücken fiel.«

Sie stand noch immer in der Nähe der Kommode und umklammerte den kalten Schlüssel so fest, dass seine Kanten sich in die Handfläche gruben. Ihre Hand schloss sich noch enger um ihn, drückte noch fester zu.

»Ich erkundigte mich nach dir, aber niemand schien etwas über dich zu wissen, außer wann du hier aufgetaucht bist und dass du aus Irland stammst. Auch jetzt weiß niemand mehr, vermute ich. Ich jedenfalls nicht.«

Er machte einen Schritt auf sie zu.

»Ich bin deinetwegen hierhergekommen, Nell. Ich war vorher noch nie in so einem Haus gewesen, und ich habe

den Eindruck, dass auch du nicht hierhergehörst. Mir ist klar, dass die Umstände unserer Begegnung nichts sind, worauf man sich was einbilden kann. Keiner von uns beiden, schätze ich, ist besonders stolz darauf, sich hier wiederzufinden. Aber wir sind nun mal hier. Die Frage ist: Wie geht es weiter?«

Sie wartete.

»Kennst du irgendjemanden in diesem Land, Nell?«

Sie schüttelte den Kopf. Nein. Außerhalb dieses Hauses kannte sie niemanden.

»Wartet zu Hause jemand darauf, dass du zurückkommst?«

»Nein«, sagte sie. »Da, wo ich herkomme, gibt es niemanden mehr.«

»Nun«, sagte er. »Wenn du also frei bist, selbst über dein Leben zu entscheiden – könntest du dir vorstellen, dich mit mir zusammenzutun?«

Sie gab keine Antwort.

»Ich hab ein wenig Geld auf die Seite gelegt«, sagte er. »Wir könnten in den Westen gehen. Uns etwas aufbauen. Wir könnten heiraten, Nell.«

Sie legte den Schlüssel auf die Kommode. Er hatte in ihre Handfläche geschnitten; sie blutete.

Von diesem Haus abgesehen, kenne ich niemanden in diesem Land, dachte sie, aber ich kenne mich.

Ich kenne mich selbst.

»Ich heiße nicht Nell«, sagte sie.



TEIL I

Irland

1849





**E**in Rotkehlchen im Haus ist ein *piseog*. Ein Fluch, der Unglück bringt. Als Honora O’Neills Mutter sie zur Welt brachte, flog ein Rotkehlchen durch die offene Tür ins Zimmer und durch die Hintertür wieder hinaus. Nur wenige Minuten war es im Haus, doch lang genug, um Dunkelheit über das Zimmer und die Menschen darin zu bringen. Ihre Mutter starb kurz nach ihrer Geburt, und man gab der Kleinen Ziegenmilch, weil keine der Mütter im Dorf sie stillen wollte, wegen des *piseogs*. Die Nachbarn erzählten sich, Honora habe sich selbst aufgezogen, da sie keine Mutter hatte, die sich um sie kümmern konnte, und ihr Vater sie lieber nicht in seiner Nähe haben wollte. Doch die Ziegenmilch machte sie kräftig, kräftiger als die anderen Kinder in ihrem Alter. Beim Laufen hängte sie selbst die älteren Jungen ab, und beim Lernen überflügelte sie alle. Von Menschen hielt sie sich fern, ebenso von deren Zeiteinteilung: Seit frühester Kindheit verbrachte sie die Nächte draußen im Wald und schlief während des Tages – im Sommer im hohen Gras der tiefer liegenden Felder, im Winter auf dem Boden der väterlichen Hütte, denn sie hatte kein Bett –, und so lernte sie die Geheimnisse von Feld und Wald und der Lebewesen dort besser kennen als die meisten anderen Menschen. Sie hatte ihren eigenen Rhythmus, ihre eigene

Lebensweise. Die Nachbarn gewöhnten sich an ihr Kommen und Gehen; sie betrachteten sie als ein halb wildes Geschöpf, das zwischen ihrer und der Welt des Waldes lebte, einer anderen Welt, die sie selten aufsuchten. Honora hatte dunkles Haar und sehr helle Augen. Manche Kinder nannten sie *sioga* und lachten sie aus, ohne Angst, dass sie sich rächen könnte. Sie ignorierte ihren Spott. Ihr war Schlimmeres passiert, als ausgelacht zu werden. Und Schlimmeres passiert ihr auch jetzt, Tag für Tag, wegen des Hungers.

\*

*Ta an ocras orm.* Ich habe Hunger. Alle haben Hunger, aber für sie ist er schlimmer als für die anderen, davon ist sie überzeugt. Alle leiden darunter, sie aber schon immer, seit zwanzig Jahren schon, sie war von Anfang an ein gieriges Ding. Du bist eine Wilde, hat ihr Vater einmal zu ihr gesagt, da war sie noch ganz klein. Deine Augen sind größer als dein Magen. Dieses Bild hat sie dermaßen verstört, dass es sie bis in ihre Träume verfolgte, und noch lange danach ist sie nachts weinend aufgewacht, weil sie sich selbst mit großen, runden Augen und einem seltsam kleinen, runden Bauch sah. In den Träumen waren ihre Augen so riesig, dass sie zu schwer für den Kopf wurden und sie Gesicht voran auf den feuchten Boden fiel. Laut schreiend wachte sie in der Dunkelheit auf, in der niemand sie hörte.

Es hat ihr schon immer etwas gefehlt und fehlt ihr bis heute.

Jetzt ist es William, der an ihr und ihrer Gier verzweifelt, so wie ihr Vater zuvor. Obwohl sie erst seit einem Jahr ver-

heiratet sind, hat er bereits genug von ihr, ist sie leid, wie es scheint.

Anfangs war er verrückt nach ihr gewesen, besonders vor ihrer Hochzeit. Einmal stand er mit einem Arm voller blasser Wildblumen vor der Hütte ihres Vaters – Schlüsselblumen, Geißblatt –, und sie verteilte die Blumen in der dunklen Hütte, und selbst ihr Vater erfreute sich an ihrem Duft. Außerdem hatte er ihr drei Briefe geschrieben. Darin berichtete er, was er zwischen ihren Treffen getan hatte (*Heute haben der Vater und ich einen Graben neben der unteren Mauer ausgehoben*), und schloss mit seltsam formellen Liebesbekundungen (*Sehnsüchtig erwarte ich den Tag, an dem wir uns vereinen*). Es hatte ihn einige Anstrengung gekostet, diese Briefe zu schreiben, das wusste sie: William konnte kaum einen Stift halten, und ganz sicher war es nicht einfach gewesen, Papier aufzutreiben. Deshalb hatte sie die Briefe aufbewahrt, obwohl sie so schlecht geschrieben waren und sie sich beim Lesen für William und für sich selbst geschämt hatte. Sie hatte sie immer noch, versteckt hinter einem Stein in der Hauswand.

Kaum vorstellbar, dass William ihr heute noch Briefe schreiben würde. Immer häufiger ertappte sie ihn dabei, dass er sie musterte wie ein Problem, das er nicht lösen konnte. Sie ist eine Halbwilde, hatten die Leute ihn gewarnt. Der Vater wird ihr nicht mal einen Topf als Mitgift geben. Sie hat keine Ahnung, wie man einen Haushalt führt. Aber er hatte ihr erzählt, wie er nachts in seinem Bett wach lag, als wäre er von einem Fieber gepackt, und nichts als ihre hellen Augen sah und wie sie wie ein Geist durch den Wald streifte und ihre Füße kaum den Boden berührten. Er liebte

ihren Geruch – das sagte er einmal, nachdem sie zusammengelegen hatten: Wenn er sie auf seiner Haut rieche, kriege er Lust, ein Loch in die Wand zu schlagen –, und obwohl die bloße Vorstellung von ihnen als Paar auf allgemeine Ablehnung stieß, heirateten sie wenige Wochen nach ihrer ersten Begegnung im Haus seines Vaters. Sie hatte die Hütte ihres Vaters verlassen und war allein, mit leeren Händen zu ihrer Hochzeit gegangen, ohne sich noch einmal umzusehen.

Sie hatte nur nach vorn geschaut.

Aber es war nicht leicht gewesen, allein vor Williams Familie zu stehen, ein hungriges Ding in Lumpen. Sie erkannte den ersten Anflug von Zweifel in Williams Gesicht, als er sie betrachtete: barfuß an ihrem Hochzeitstag im Haus seines Vaters. Wie er in diesem Augenblick anfing, das ganze Ausmaß ihrer Einsamkeit zu begreifen. Es war nicht leicht, das war ihr klar, eine Frau zu heiraten, die so allein auf der Welt war. Du kannst von Glück reden, Honora, sagte sie sich, dass du in diesen seltsamen Zeiten lebst, in denen aufgrund der Hungersnot so seltsame Dinge geschehen und jemand wie du den Sohn der O'Donoghues heiraten kann, und das ungestraft. Heutzutage gelten die alten Regeln nichts mehr, und das kann für dich nur von Vorteil sein.